Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 3

Artikel: Missglückte Reise durch Deutschland
Autor: Inglin, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161479

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mißglückte Reise durch Deutschland

MEINRAD INGLIN

Der Verfasser fuhr Ende Februar 1940 nach Deutschland. Der vorliegende Bericht entstand auf Grund seiner Reisenotizen 1943, wurde später leicht überarbeitet und wird hier zum erstenmal veröffentlicht.

Die Redaktion

Man warnte mich vor dieser Reise. Der Ausländer sei in Deutschland nicht mehr genehm und werde kaum ungeschoren durchkommen, wenn er nicht nationalsozialistisch denke oder mindestens seine eigene politische Anschauung verleugne. Ich kannte Deutschland von früheren Reisen und Aufenthalten her und war unbesorgt. Auf der Fahrt über die Grenze, Ende Februar 1940, genoß ich allerdings den Vorteil des Kuriers, und später konnte ich mich an unsere Konsulate wenden; das Auslandschweizer-Sekretariat der Neuen Helvetischen Gesellschaft, das mich zu Vorlesungen auf die Reise schickte, hatte mich überall angemeldet und empfohlen.

Zur deutschen Paßkontrolle tauchten Leute der berüchtigten SS auf, und schon wurde mir bewußt, daß ich selber nicht frei war von Vorurteilen, wie sie aus der Verallgemeinerung entstehen; ich erwartete in den schwarz uniformierten Vertretern der nationalsozialistischen Kerntruppe unwillkürlich straffe, strenge Kämpfertypen und war überrascht, harmlos aussehenden, höflichen Männern zu begegnen. Ein Zollwächter holte mein Privatgepäck aus dem Zug und forderte mich auf, mitzukommen. Ich wies mich als Kurier aus, doch er bestand darauf, und ich folgte ihm in den Kontrollraum, wo die ersten der zwei Dutzend Durchreisenden in der betont vertrauenswürdigen Haltung, die man bei solchen Musterungen annimmt, den Inhalt ihrer Koffer vorzeigten. Hier erklärte ich einem Beamten, daß ich nicht warten, sondern zu meinem Kuriergepäck in den Zug zurückkehren werde. Er stutzte, verschwand und kam nach wenigen Minuten wieder, um sich in aller Form zu entschuldigen; da sei leider ein Irrtum geschehen, mein Privatgepäck werde mir sofort uneröffnet in den Zug zurückgebracht. Ich nickte entschuldigend und ging unter den Blicken meiner Mitreisenden gelassen hinaus, erbaut über mein Ansehen und geneigt, der Eidgenossenschaft diesen angenehmen Dienst bei der nächsten Gelegenheit wieder zu erweisen. Im Abteil fand ich zu meinem Glück das versiegelte Riesenpaket, das man mir von Bern aus zugeschickt hatte, unberührt an seiner Stelle. Ich bildete mir nicht ein, daß es außer der üblichen Fracht von Zeitungen und Drucksachen wichtige Aktenstücke enthielt, aber es war tabu, und man hatte es mir anvertraut.

Auf der Fahrt las ich deutsche Zeitungen. Die Schweizer Presse wurde zum größten Teil an der Grenze zurückgehalten, man fand sie nicht wohlwollend genug und mißtraute schon ihrer bloßen Neutralität, die mit dem System der

einheitlich und zweckhaft gelenkten öffentlichen Meinung nicht zu vereinbaren war. Diese Bevormundung, die dem einzelnen nicht nur das Recht, sondern auch die Fähigkeit aberkannte, sich die dem Volksganzen zuträgliche Meinung selber zu bilden, war für den demokratischen Ausländer eines der auffallendsten Merkmale der neuen Regierungsart. Wie außerordentlich aber in diesem geweckten Volke das Bedürfnis war, auch eine andere als die offizielle Meinung zu hören, erfuhr man auf Schritt und Tritt. Wo man auch hinkam und sich als Schweizer zu erkennen gab, hatte man die begierige Frage zu beantworten: «Was sagt man denn in der Schweiz dazu?»

Über den augenblicklichen Stand der großen Auseinandersetzung berichtete die deutsche Presse nur Oberflächliches. Die stürmische Machtentfaltung des Dritten Reiches und die erste kriegerische Reaktion Englands und Frankreichs darauf wurde zur Zeit von einer unheimlichen Pause unterbrochen. Die Mächte lagen an den schwer befestigten Grenzen einander gegenüber, die Alliierten noch unzulänglich gerüstet, aber mit internationalen Verpflichtungen beladen, die endlich erfüllt werden mußten, die Deutschen im vollen Bewußtsein ihrer militärischen Übermacht, aber angeblich bereit, den offenen Krieg zu vermeiden, wenn die Ziele auf einem anderen Weg zu erreichen waren. Über diese Ziele und ihre Tragweite wußte wohl nur der Reichskanzler Adolf Hitler Bescheid, und es war schon mehr als zweifelhaft, daß darüber noch Verhandlungen möglich sein sollten. Die Alliierten schienen jedenfalls nicht gesonnen, die deutschen Gewaltstreiche gegen Polen und die Tschechoslowakei hinzunehmen und neue Zugeständnisse zu machen. Ihre eigene Zukunft stand auf dem Spiel und damit für Europa die Zukunft der westlichen Demokratie überhaupt. Ein Sieg der diktatorischen Mächte mußte das Gesicht der Welt verändern. Das leidenschaftliche Bedürfnis, den Verlauf der Ereignisse vorauszusehen, war überall zu spüren, aber die Vereinigten Staaten und Rußland galten trotz dem russisch-deutschen Beistandspakt noch als die großen Unbekannten, und der schreckliche Vorhang wich nicht um Fingersbreite auseinander.

Gegen vier Uhr morgens begann ich halbwach zu frösteln. Das Abteil war verdunkelt, die Mitreisenden saßen schlafend ins Polster gelehnt, und ich versuchte, ohne mich zu regen, auf meinem Fensterplatz wieder einzuschlafen. Zwischen Leipzig und Berlin wachte ich frierend endgültig auf, schob den Vorhang hoch und entdeckte am inneren Rahmen der Scheibe, durch die im ersten Morgengrauen das verschneite Flachland erschien, eine Eiskruste. Es war Februar, draußen herrschte grimmige Kälte, und der Zug war nicht geheizt. Deutschland sparte Kohle. Die Reisenden begannen sich zu regen und froren offenbar auch, aber niemand klagte oder zog einen Mantel an, man schien einem kriegsbedingten Umstand gegenüber keine Schwäche verraten zu wollen.

In Berlin blickte ich umsonst auf dem Bahnsteig nach einem Dienstmann aus und schleppte mein Gepäck selber vor den Anhalter Bahnhof zu einem der

wenigen Mietwagen, die noch fahren durften. Auf der schweizerischen Gesandtschaft wurde mir das Kuriergepäck so gleichgültig abgenommen wie einem Paketträger, ich brauchte mich nicht einmal auszuweisen und merkte erheitert, daß über die Wichtigkeit des Kuriers hier wohl andere Begriffe herrschten als in der Vorstellung eines Neulings. Nachdem ich unter verschiedenen Leuten eine Weile unbeachtet im Vorraum gewartet und mich dann aus Zeitmangel entschieden bemerkbar gemacht hatte, wurde ich aber vom Legationsrat, der den abwesenden Gesandten vertrat, mit aller Zuvorkommenheit empfangen.

Nachmittags wartete ich in einem Polizeigebäude unter etwa fünfzig zusammengepferchten Leuten auf das Visum für meine übrigen Reiseziele, das auf meinem Paß noch fehlte. Im weiten Büroraum hinter der Schranke arbeiteten zwei Dutzend Beamte an bequemen Tischen mit einer solchen Ruhe und gründlichen Langsamkeit, als ob sie es darauf abgesehen hätten, die fünfzig Ungeduldigen, die auf irgendeine dringende polizeiliche Bewilligung warteten, auf diese raffinierte Art aus der Fassung zu bringen. Es kam zu Auftritten. Ein Däne, der mit dem nächsten Zug weiterreisen mußte, verlangte verzweifelnd seinen Paß, eine Arbeiterfrau verließ das Lokal entrüstet mit der Bemerkung, sie habe nun über zwei Stunden gewartet und könne ihre Kinder zu Hause nicht länger allein lassen. Neben ungeduldigen und zornigen Mienen sah man auch den Ausdruck fatalistischen Duldens, der später das Gesicht der deutschen Öffentlichkeit so undurchsichtig machen und so viel zu verbergen haben sollte. Die Beamten ließen sich keinen Augenblick aus ihrer quälerischen Ruhe bringen. Nach einer Stunde berief ich mich bei dem leicht hinkenden Schreiber, der meinen Paß entgegengenommen, zum zweitenmal auf den Polizeiinspektor, an den mich die Gesandtschaft empfohlen hatte; der Mann blickte mich kurz an, schwieg und fuhr mit betonter Langsamkeit fort, irgendwelche Kontrollkarten zu ordnen. Ich fragte ihn höflich, wie lang es denn noch dauern werde; er zuckte schweigend die Achseln. Nach zwei Stunden mußte ich fort, ich gab dem Mann meine Karte mit den nötigen Bemerkungen und fuhr ohne Paß mit großer Verspätung zu einem verabredeten Orte, wo ich ungeduldig erwartet wurde.

Um fünf Uhr nachmittags betrat ich ein Polizeibüro im Westen und bat den Wachtmeister, mich telefonisch mit dem Polizeiinspektor X am Alexanderplatz zu verbinden. Als ich meine Gründe nannte, blickten mich die Beamten belustigt an, und der Wachtmeister rief, was mir denn einfalle, als Ausländer hier ohne Paß im Berliner Westen herumzulaufen; von Rechts wegen wäre er verpflichtet, mich zu verhaften. Der Polizeiinspektor wurde aber angeläutet und erklärte barsch, ich solle sofort meinen Paß abholen. Ich fuhr mit der überfüllten Stadtbahn stehend zum Alexanderplatz.

Zwei mit dem Karabiner bewaffnete Polizisten, die den Eingang zu dem mächtigen, hoch in die Dämmerung ragenden Polizeigebäude bewachten, sagten mir, daß die Bürozeit längst vorüber und niemand mehr da sei. Auf meine

Beteuerung, daß der Herr Polizeiinspektor X mich hieher beschieden habe, ließen sie mich mit einigem Mißtrauen eintreten, ohne mir das Büro des Inspektors nennen zu können. Ich kam in einen langen, dunklen Gang, an dessen Ende das gesuchte Büro liegen mußte, doch fand ich es nicht und begann aufs Geratewohl an verschiedene Türen zu klopfen, die aber alle geschlossen waren. Eine graue Gestalt kam spähend dahergeschlichen, ich ging auf sie zu und fragte nach dem Inspektor. Es war eine Putzfrau; sie wußte nichts von einem Polizeiinspektor X, riet mir aber, im anderen Flügel nachzusehen, zwei Treppen hoch, dann durch den Gang rechts, dann eine Treppe hinab und durch den Gang links. Ich folgte der Weisung, ohne das Büro zu finden, begann wieder an verschlossene Türen zu klopfen, traf keinen Menschen mehr an und stieg endlich ratlos ins Erdgeschoß hinab, wo ich den nächsten Ausgang suchte; ich fand ihn, aber das Tor war verriegelt. Ich schlug den Rückweg ein und wollte die Putzfrau und dann das richtige Tor wieder finden, aber die Frau war verschwunden und das Tor fand ich nicht.

Suchend ging ich weiter durch enge Gänge, eine Treppe hinauf, eine Treppe hinab, um die Ecke rechts, um die Ecke links, bald im Halbdunkel, bald im gedämpften Licht, das von außen da und dort durch ein Fenster hereinfiel. Da ich mich im Nachtschnellzug erkältet und zu dieser Zeit schon Fieber hatte, erinnerte mich meine sonderbare Lage nicht ganz ohne Grund an einen bösen Fiebertraum. Neugierig, wohin das führen würde, irrte ich noch eine Weile in den unteren Geschossen des weitläufigen Gebäudes herum, unterbrach den trockenen Hall und Widerhall meiner Schritte manchmal durch Rufe und blieb horchend stehen oder versuchte, Türen zu öffnen. Eine dieser Türen gab nach, ich trat unter ein Gewölbe hinaus und sah im Torbogen die zwei dunklen Gestalten der Polizisten wieder, die sich mir zuwandten.

Nach kurzer Verhandlung ergab sich, daß ich den Polizeiinspektor X wahrscheinlich in einem anderen Gebäude zu suchen habe, Straße und Nummer soundso, doch würde ich ihn dort zu dieser Stunde wohl kaum mehr finden. Ich machte mich auf den Weg und merkte erst jetzt, daß die Stadt verdunkelt war; im blauen Schein der spärlichen Richtlampen ließen sich weder Straßennamen noch Nummern ablesen. Ich kehrte auf den Alexanderplatz zurück, bestieg einen Taxi und war nach wenigen Minuten vor dem richtigen Tor. Wieder nahm mich ein langer, dunkler Gang auf, ich durchschritt ihn bis zum Ende, klopfte an eine Türe und trat ein. Im Hintergrund eines weiten, dämmerigen Raumes saß jemand mit dem Rücken gegen mich im Lichte einer kleinen Stehlampe. «Heil Hitler» lautete der vorgeschriebene Gruß, aber ich sagte «Guten Abend» und näherte mich dem Mann. Er beachtete mich erst, nachdem ich eine Minute lang schweigend neben ihm gestanden hatte; langsam drehte er sich zu mir herum, musterte mich und fragte: «Was wollen Sie hier?» Nachdem ich ihm mein Anliegen erklärt und auf meine Empfehlung an den Herrn Polizeiinspektor X hingewiesen hatte, erfuhr ich, daß der Gesuchte vor mir

saß. Meine vermutlich zu offen gezeigte Genugtuung, ihn endlich gefunden zu haben, machte ihm keinen Eindruck, er äußerte sich sehr ungnädig und ließ mich noch einmal warten, dann schob er mir schweigend, mit einer knappen, zornig wirkenden Bewegung, meinen Paß mit dem neuen Visum zu.

Ich kehrte auf den Alexanderplatz zum Standort der Taxi zurück, aber nun war kein Wagen mehr da. Man sagte mir, der letzte sei vor fünf Minuten weggefahren, aber ich könne ja versuchen, einen fahrenden anzuhalten. Ich versuchte es, obwohl sich das beim abgeschirmten schwachen Licht der Scheinwerfer als schwierig erwies. Es war regnerisch, kalt und dunkel, schlotternd stand ich ohne Taschenlampe auf der Fahrbahn und gab das Haltezeichen, aber meistens war der knapp an mir vorübergleitende Wagen besetzt; einmal erkannte ich durch die Scheibe ein paar Offiziere, die aus dem bläulich fahlen Licht wie fremdartige Geschöpfe aus einem Aquarium zu mir hinausstarrten. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen läutete ich aus einer Telefonkabine mein Hotel an, bekam aber keine Verbindung, dann folgte ich einem uniformierten Mann, stieg auf seinen Rat irgendwo in die Tiefe und betrat einen Zug der Untergrundbahn. Da mir alles schon leicht ins Absonderliche verrückt war, hegte ich wenig Hoffnung, auf diese Art mein Ziel zu erreichen, aber ich erreichte es, fand mein Hotel und legte mich fiebernd zu Bett.

In der Nacht ging mein Fieber zurück, ich fuhr am Tage darauf nach Leipzig, sah mir die Stadt wieder an und trieb mich im berühmten Bücherviertel herum, das mit seinem riesigen Bestand an Werken der Wissenschaft, Musik und Literatur, unter anderem auch mit Ausgaben von Othmar Schoeck und mit 8000 Bänden meiner hier verlegten Bücher, noch vor Kriegsende unter den Bomben der Alliierten in Flammen aufgehen sollte. Nach einem angeregten Abend mit den Herren meines Verlages, die ich schon früher persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, wurde ich in mein Hotel begleitet und ging zuversichtlich schlafen.

Den folgenden Abend verbrachte ich beim Schweizer Konsul, der mich zum Nachtessen eingeladen hatte. In seiner gepflegten, herrschaftlichen Wohnung lernte ich in ihm einen unverfälschten Berner und zugleich einen weltgewandten, gebildeten Mann kennen, der schon im Fernen Osten berufsmäßig eine ähnliche Stellung bekleidet hatte. Der Schweizer bleibt als Weltmann besonders erfreulich, wenn seine herkömmliche Gestalt nicht zur Allerweltsfigur abgeschliffen wird, sondern, wie in diesem Fall, mit ihren ursprünglichen Eigenschaften eine weltläufige Form angenommen hat. Nach dem Essen fuhr ich mit ihm zur Veranstaltung der Schweizer Kolonie, für die ein kleiner, vollgestopfter Gasthaussaal genügen mußte, weil für größere Säle keine Heizbewilligung zu erhalten war. Ich las Stücke vor, die unsere Landsleute daran erinnern konnten, daß wir daheim in einer bewährten, alten Demokratie lebten und nicht auf einen neuestens so laut angepriesenen Volksstaat zu warten brauch-

ten. Um meine trockene, heisere Kehle zu schmeidigen, trank ich während der Vorlesung Wein statt Wasser, kam ins Feuer und las recht ordentlich. Nach umständlichen Vorbereitungen wurde ein Schmalfilm aus den Bergen und zuletzt aus purem Zufall noch der Reklamefilm einer norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft gezeigt, der mit dem Sinn meiner Vorlesung nichts mehr zu tun hatte.

Ich war als «Sendbote der Heimat» vorgestellt worden und geriet am Schluß der Veranstaltung in ein Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, dem ich nun wohl oder übel standhalten mußte. Warum man in der Schweiz so sehr gegen Deutschland eingestellt sei und jedem beliebigen Schreiber erlaube, öffentlich über Zustände abzusprechen, über die er sich aus der Ferne doch kein Urteil bilden könne. Die Auslandschweizer im ganzen Reiche hätten es jeweilen zu büßen; sie bemühten sich ihrerseits um ein gutes Verhältnis zu diesem mächtigen Lande, das ihnen Gastrecht gewähre und sie arbeiten lasse, während man aus der kleinen Heimat durch ein kurzsichtiges und vermessenes Gebaren ihnen sozusagen in den Rücken schieße. Man wolle doch neutral sein und solle sich also auch entsprechend verhalten. Das war die durchschnittliche Meinung eines großen Teils der Schweizer in Deutschland. Daneben gab es eine im folgenden Jahr noch wachsende Anzahl von Kleinmütigen, die an der Existenzmöglichkeit «dieses kleinen Drecklands in den Alpen», wie Göring über die Achsel hinwarf, dieses demokratischen Überbleibsels mitten in einem militärisch und politisch übermächtigen Staatengefüge verzweifelten und nur noch die Kapitulation für möglich hielten. Am schlimmsten waren die Angesteckten und Verführten, die einen schweizerischen Nationalsozialismus oder gar den Anschluß verfochten, doch lernte ich keinen von ihnen kennen, da sie ihre eigenen Zirkel bildeten und die Kolonie nur als Jagdgrund betrachteten. Dagegen traf ich überall auf Landsleute, die mit sowohl menschlicher wie politischer Entrüstung den Gang der Dinge in Deutschland eine Katastrophe nannten, in der Öffentlichkeit jedoch notgedrungen darüber schweigen mußten. Alle nicht geradezu abtrünnigen Schweizer aber, die ich traf, verrieten am Ende eine Anhänglichkeit an ihr kleines Dreckland, die aus einem tieferen Grunde stammte als ihre jeweilige politische Meinung.

Ich versuchte den Standpunkt der Heimat so gut zu formulieren, wie es mir möglich war, und wies vor allem auf die schwierige und heikle Notwendigkeit hin, einerseits die Neutralität zu wahren, anderseits aber im Nationalsozialismus den möglichen Angreifer zu erkennen und eine Gesinnung zu stärken, die es unter keinen Umständen erlaube, mit ihm zu paktieren.

Um meine Erkältung zu überwinden, blieb ich vierzig Stunden lang im Leipziger Hotel liegen. Hier begann ich das 1926 erschienene erste Buch von Ernst Jünger zu lesen, der mir wiederholt als tiefgründiger Repräsentant nicht der politischen Bewegung, aber des derzeitigen deutschen Geistes genannt

worden war, das Kriegstagebuch «In Stahlgewittern», 151.—170. Tausend. Ich kam nicht mehr los davon. Das Bild der Materialschlachten im Stellungskrieg, das wir von Renn und Remarque her in seiner ganzen Hoffnungslosigkeit als Inferno kennen, wird hier als eine Art von Purgatorio nicht minder schrecklich, doch überraschenderweise unter einem positiven Vorzeichen dargestellt. Man stößt auf eine Bejahung des Kampfes und Krieges, die in diesem Fall nicht psychologisch als eine jener Hypertrophien zu erklären ist, hinter der sich Schwäche verbirgt, sondern im Wesen dieses Mannes begründet sein muß. Er hat im Weltkrieg eine unerhörte Tapferkeit bewiesen, ist vierzehnmal verwundet und schließlich mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet worden. Soll man nun fragen: Wie kommt dieser ausgezeichnete Schriftsteller dazu, ein solcher Kämpfer zu werden, oder: Wie kommt dieser Krieger dazu, so gut zu schreiben und darzustellen? Man möchte doch annehmen, daß er auf eine sehr deutsche Art aus der Not des Krieges eine Tugend gemacht hat, aber auch so bliebe er ein besonderer Typ von starker Wirkung, der irgendwie an den erstaunlichen Engländer T. E. Lawrence erinnert. —

In der Frühe des Tages, an dem ich in Hamburg vorlesen sollte, spürte ich noch keine Besserung und hätte, was mich selber betraf, gern auf die Weiterreise verzichtet. Unser Auslandschweizer-Sekretariat aber hatte diese Vortragsreise aus gewichtigen Gründen veranstaltet und darum auch meine Zusage erhalten, es hatte in langen, mühevollen Vorbereitungen das ganze Unternehmen geregelt, Geld dafür ausgegeben und mir die Wege geebnet; in Hamburg, Frankfurt, Mannheim, Stuttgart und München wartete man auf mich, der Vortrag war angesagt, das Lokal reserviert, das Programm gedruckt. Wie hätte ich unter diesen Umständen mich wegen eines bloßen Fiebers meinem Auftrag entziehen dürfen? Ich fuhr nach Hamburg und nahm dort im Hotel mit unserem Generalkonsul Zehnder und dem Präsidenten des Schweizervereins eine Stunde vor dem Vortrag das Abendessen ein. Dabei war mir bald heiß, bald kalt, und das Essen schmeckte mir nicht. Der Generalkonsul legte mir eine Hand auf den Arm, behauptete, daß ich Fieber habe und riet mir, sofort ins Bett zu gehen, statt vorzulesen. Ich weigerte mich, mußte aber einwilligen, mir wenigstens noch das Fieber zu messen, und da ich 39,5 hatte, half keine Widerrede mehr. Ärgerlich über mein Versagen und bedrückt von der Möglichkeit, die Vortragsreise abbrechen zu müssen, aber schon richtig geschüttelt und geschwächt, legte ich mich in mein Hotelbett.

Als erster betrat am nächsten Morgen Generalkonsul Zehnder mein Zimmer, ein älterer, aufgeschlossener, sympathischer Mann, der den Nationalsozialismus verabscheute und leider kurz vor Kriegsende auf seinem Posten bei einem Luftangriff sein Leben verlieren sollte. Da ich ihm keine Besserung melden konnte, besprach er mit mir auf seine ruhige, heitere Art alle notwendigen Anordnungen. Ihm verdanke ich, daß noch am selben Tage ein guter Arzt zu mir kam, ein Vorzug, den der Ausländer bei dem herrschenden Mangel an

Ärzten und ihrer starken Beanspruchung nicht ohne weiteres erwarten durfte. Der Arzt, ein Sanitätshauptmann, entschuldigte sich, daß er in Uniform erscheine, und erwarb rasch mein Vertrauen, das sich in der Folge als gerechtfertigt erwies. Nach der Untersuchung ließ er die Frage noch offen, ob ich eine Lungenentzündung habe oder nicht, verbot mir aber die Weiterreise und meinte, daß ich mir dafür dann wenigstens Hamburg richtig ansehen könne. Auf meine Bemerkung, daß mich vor allem der Hafen anziehe, die Küste, das Meer, erzählte er, die Nordsee sei in diesem strengen Winter ungewöhnlicherweise weit hinaus zugefroren.

In einer der folgenden Nächte weckte mich ein Sturm aus meinem verworrenen Halbschlaf, ein schwerer Weststurm, der stundenlang an den Fenstern fauchte und rüttelte. Ich dachte sogleich an den zugefrorenen Meeressaum und wurde von der Vorstellung gepackt, wie die Wellen den äußersten Eisrand bald überschwemmten, bald unterliefen und aufspalteten; sie wuchsen aus dem hochgehenden Meere zu Wogen an, die das Eis brachen, zerrissen, durcheinanderschleuderten, so daß eine wild schäumende Brandung aus Eis und Wasser entstand, die sich donnernd und krachend auf breiter Front im sausenden Sturm allmählich der Küste zuwälzte. Tags darauf las ich in einem Hamburger Blatt, daß dies wirklich so oder ähnlich geschehen sei, und ich bedauerte, das erregende Schauspiel nur in der Vorstellung erlebt zu haben.

Indessen war mein Fieber noch gestiegen, ich maß wiederholt 40 und mehr Grade, und die nächste Untersuchung durch den Arzt ergab, daß ich Lungenentzündung hatte. Der Generalkonsul, der mich bald durch das Telefon neben meinem Bette nach dem Befinden fragte, bald selber ins Zimmer trat, sagte mir nun, daß er meiner Frau in die Schweiz telegrafieren müsse. Ich ermaß den Schrecken, in den sie dadurch versetzt würde, und riet entschieden ab, doch mußte ich am Ende in ein Telegramm einwilligen, das ihr wenigstens den Sachverhalt mitteilte, die Reise nach Hamburg aber ihrem Belieben anheimstellte. Sie ließ alles liegen, als sie die Nachricht empfing, und brach nach den verwickelten, vom Auslandschweizer-Sekretariat in Bern hilfreich beschleunigten Vorbereitungen unverzüglich auf.

Ich versuchte einen klaren Kopf zu behalten, aber langsam ging nun eine Änderung mit mir vor, die sich meiner Einwirkung entzog. Ich maß mir nach Vorschrift noch einmal das Fieber und las 40,7 ab, dann geriet ich, von gewohnten Gedanken und Gefühlen, auch körperlichen Gefühlen, nicht mehr behelligt, in einen Zustand ruhiger Sammlung. Mir schien, ich sei in eine durchsichtige, glühende rote Kugel eingeschlossen, die alles Unwesentliche, Störende von mir abhielt, ich fühlte mich darin tief geborgen und war bereit, ohne Widerstreben nun so zu erlöschen.

Ahnungslos, wie lange dieser Zustand gedauert hatte, sah und hörte ich den Arzt mit der Frage vor mich hintreten, ob er mir ein neues, von ihm noch unerprobtes, doch sehr empfohlenes Medikament geben dürfe. Ich nahm das

Mittel und wurde im Verlaufe weniger Stunden zu meiner Verwunderung fieberfrei. Der Arzt war bei seinem nächsten Besuch darüber verblüfft und fand das Mittel wunderbar. Es war Cibazol, ein Basler Produkt, das damals in Deutschland als Eubasin, in Frankreich als Dagénan eben eingeführt wurde und durch seine frappante Wirkung in den verschiedensten Fällen sich rasch aller Welt empfahl. Mein Arzt betonte jedoch, daß die Gefahr damit zwar beschworen, der Heilungsprozeß aber erst eingeleitet sei und durch eine sorgfältige Spitalpflege gefördert werden müsse. Es erwies sich, daß alle Betten der Hamburger Spitäler besetzt waren, aber der Generalkonsul in seiner mir unvergeßlichen, wahrhaft väterlichen Sorge, fand nach langem Suchen doch einen Platz für mich; ein evangelisches Diakonissen- und Krankenhaus, eine Zweiganstalt des Berner Diakonissenhauses, räumte dem kranken Schweizer ein Zimmer ein, und zwar, dem sonderbaren Stil der Reise entsprechend, in der Abteilung für Wöchnerinnen.

Zwei starke Männer trugen mich am sechsten Tage auf einer Bahre jene verschwiegenen Hintertreppen hinab, über die man auch Tote aus dem Hotel befördert. Die Angestellten, die uns begegneten, blickten mich halb neugierig, halb mitleidig an, während ich selber heiter und zuversichtlich gestimmt war.

Die geregelte Pflege durch freundliche Schwestern und eine peinliche Tagesordnung, der ich mich nicht ohne Widerstreben fügte, machten meinem etwas willkürlich verbrachten Krankendasein im Hotelzimmer ein Ende. Die Schwestern schüttelten belustigt den Kopf, wenn ich statt um sechs Uhr morgens erst um acht Uhr erwachen und frühstücken wollte oder bei Nachtanbruch zu lesen begann, statt das Licht zu löschen. Der Arzt, der mich auch hier regelmäßig untersuchte, erklärte, daß ich die Krise überwunden habe, aber noch keineswegs geheilt sei und mindestens zehn Tage lang liegen müsse. Beim Lesen merkte ich dann, wie sehr mich das Fieber geschwächt hatte, ich wurde oft müde und konnte am hellen Tag einschlafen. Wenn ich weder lesen noch schlafen konnte, wäre ich am liebsten spazieren gegangen, und da mir dies auch nicht möglich war, schaute ich, halb aufgerichtet, wenigstens zum Fenster hinaus. Aber da draußen schlich ein kalter, grauer Tag vorüber, und mein Blick ging über einen unübersichtlichen Hinterhof auf die Rückseite kahler Backsteingebäude. Im Hofe befand sich zwischen häßlichen Schuppen ein Lager von Abfallstoffen, bei dem manchmal ein Kehrichtwagen vorfuhr und einen Schwarm von Möwen und Nebelkrähen aufjagte. Zuerst freute ich mich noch über die Vögel und achtete auf ihr Treiben, aber wenn ein paar ärmliche Männer stundenlang mit einer nur erratbaren widrigen Arbeit am Abfall beschäftigt waren, die Krähen wartend auf den Schuppendächern hockten und die Möwen in begierigen Flügen nur noch die Möglichkeit erspähten, einen Fetzen aus dem Kehricht zu reißen, wenn dazu ohne Unterbruch derselbe kalte Wind den Vögeln ins Gefieder blies und immer dieselbe schmutzige Nebelgräue dar-

über hing, wandte ich mich von diesem trostlosen, frühlingsfernen Großstadtwinkel gern wieder ab. In diesen selben Tagen leuchtete daheim vielleicht schon die Wiese mit blühenden Märzenglöggli grün aus vergehenden Schneeresten, und der Haselbaum stand voller Kätzchen unter einem blauen Föhnhimmel, ich sah es als eine mir unentbehrliche Wirklichkeit vor Augen und verlangte danach wie noch nie.

Am Abend meines dritten Spitaltages wurde mir mitgeteilt, meine Frau sei hier eingetroffen. Ein paar Minuten später stand sie auf der Schwelle, in den kummervoll fragenden Augen noch die Qual einer langen Reise und noch längeren Ungewißheit über den Zustand ihres Mannes, aber bei meinem Anblick erlöst aufatmend, oder vielmehr zu diesem Aufatmen ansetzend, da sie keine alltägliche Last abzuwälzen hatte und trotz meiner Zuversicht nur allmählich wieder lachen lernte. Von nun an hatte ich mich über nichts mehr zu beklagen.

Nach meinem Auslandsurlaub würde ich daheim bald wieder die Uniform anziehen müssen, die Schweizer Armee stand seit Monaten mobilisiert im Aktivdienst. Um den Anforderungen der Zeit aber auch hier nicht auszuweichen, las ich Ernst Jünger weiter. Meine Frau, die in der Stadt wohnte, brachte mir den «Arbeiter», sein angeblich wichtigstes Werk, das ich nun unter dem Vorzeichen seiner fatalen Aktualität zu lesen begann, obwohl es über die herrschende Lage hinauszielt. Es geht hier nicht um den uns bekannten Arbeiter, sondern um die «Gestalt des Arbeiters» als einer «bestimmenden und maßgebenden Größe des kommenden Zeitalters», in dem es «nichts geben kann, was nicht als Arbeit begriffen wird». Es geht um die Notwendigkeit neuer Ordnungen, «die durch eine neue Vermählung des Lebens mit der Gefahr erzeugt sind». Der Weg dazu führe über die Veränderung der Welt durch die Technik, besonders über die schon weit fortgeschrittene allgemeine Nivellierung, die das Individuum immer mehr abschleife und zunächst einen seelisch undifferenzierten, eindeutigen, gesunden «Typus» ergebe; in seiner schärferen Ausprägung, im «aktiven Typus», der eine zweite Stufe künftiger Rangordnung bezeichne, äußere sich schon «ein hohes Maß an Wucht und ausstrahlender Kraft». Sein geheimster Sinn sei auf Herrschaft gerichtet, daher werde Rüstung zur bedeutendsten Aufgabe im neuen Arbeitsraum. Im Endzustand der Technik deute sich an «die Ablösung eines dynamischen und revolutionären Raumes durch einen statischen und höchst geordneten Raum». — «Der Sprache ruhender Symbole, in denen die reine Existenz zur Anschauung spricht, ist es vorbehalten, davon Zeugnis zu geben, daß die Gestalt des Arbeiters mehr als Bewegung verbirgt: daß sie kultische Bedeutung besitzt.» — «Erst hier gewinnt das Kleid der Erde jene letzte Fülle und jenen Reichtum, in dem sich die Einheit von Herrschaft und Gestalt offenbart, und den keine Absicht zu erzeugen vermag.» —

Dies sind unzulängliche Andeutungen einer Reihe von Gedanken, die der «Entdeckung einer neuen und unbekannten Welt» gelten und im Zusammenhang damit eine oft hervorragend treffsichere Zeitkritik üben. Der Standpunkt, von dem sie ausgehen, liegt im Bewußtsein und im Gefühl vom Vorrang des Elementaren. «Der Arbeiter nämlich steht in einem Verhältnis zu elementaren Mächten, von deren bloßem Vorhandensein der Bürger nie eine Ahnung besaß.» Dem individuellen Geiste fällt keine schöpferische Aufgabe mehr zu. «Im Verzicht auf Individualität liegt der Schlüssel zu Räumen, deren Kenntnis seit langem verlorengegangen ist.» —

Ernst Jünger ist im selben Fall wie einige seiner Vorläufer, er kämpft mit Geist gegen den Geist, wenn auch immerhin in der Hoffnung auf eine neue, «zauberische Einheit von Blut und Geist, die das Wort unwiderstehlich macht». Seine Formel lautet aber: «Die beste Antwort auf den Hochverrat des Geistes gegen das Leben ist der Hochverrat des Geistes gegen den Geist...» Man wird als Leser nicht gleich alle möglichen Einwände zur Hand haben, aber immer wieder Fragen stellen. Ist es notwendig, gegen das bürgerliche Sicherungsbestreben sich für das Elementare und Gefährliche noch besonders einzusetzen? Dies ist doch immer da, ob man es will oder nicht, es umkreist das gesichertste Bürgerleben wie ein unerbittlicher Belagerer, der bald hier, bald dort eindringt und als Tod am Ende sicher siegt. Um die bürgerliche Welt zu revolutionieren, kann man nicht zu diesem außermenschlichen Belagerer überlaufen, ohne mit der bürgerlichen Welt und über sie hinaus auch alles das zu verraten, was ein höheres Menschentum immer erst möglich macht.

Für die Entstehung des Werkes ist aufschlußreich, daß als typischer Bewohner des neuen, elementaren Raumes vor allem der deutsche Weltkriegssoldat vom Schlage Jüngers erscheint. Vor dem Maßstab, mit dem er gemessen wird, versagt der uns vertraute Bildungsbegriff: «Was aber sind das für Geister, die noch nicht einmal wissen, daß kein Geist tiefer und wissender sein kann als der jedes beliebigen Soldaten, der irgendwo an der Somme oder in Flandern fiel?» Zu bedenken ist, daß der Jüngersche Soldat des Weltkrieges, der ein Höchstmaß «von aktiven Tugenden, von Mut, Bereitschaft und Opferwillen» besitzt, die katastrophalen Zustände in Deutschland nach dem Weltkrieg am eigenen Leib erlebte; er mußte sich in einem tiefen Gegensatz zum entmutigten, passiven und so erfolglos berufenen Nachkriegsbürger fühlen, er wollte nichts wissen von Verhandlung, Nachgiebigkeit, Kompromiß, denn sein großes Erlebnis war das Gegenteil davon, die Bewährung im Kampf. Aber nun war er ausgeschaltet und empfand das, was rings um ihn geschah, als Untergang, überdies mochte er das Bewußtsein kaum ertragen, daß die unerhörten Anstrengungen und Opfer eines ganzen Volkes im Weltkrieg umsonst gewesen sein sollten. Unter dem Druck dieser Not versuchte er sich in dieser «Gestalt des Arbeiters» als beispielhaften Träger eines heraufkommenden neuen Zeitalters zu begreifen und dem verlorenen Krieg die furchtbare Sinnlosigkeit zu

nehmen, indem er ihm über den nationalen Bezug hinaus eine neue, höhere Bedeutung gab.

Hier liegt eine Wurzel des Werkes, und durch denselben erschütterten Nährboden führt auch eine Wurzel der nationalsozialistischen Ideologie. Die Ergebnisse decken sich nur scheinbar, im Zwielicht der deutschen Öffentlichkeit, und sind von ganz verschiedener Höhe. Zweifellos hat die Bewegung bei Jünger ihre Anleihen gemacht und seinem Buch zugleich Resonanz verschafft; ein wichtiges Parteiblatt hält ihn für berufen, «unserem Volke den Weg zu weisen zu der neuen politischen und sozialen Ordnung einer kriegerisch-heroischen Welt». Jünger selber aber vermeidet in diesem Buche das Wort Nationalsozialismus, obwohl er indirekt gelegentlich auf die Bewegung Bezug nimmt, er braucht «Rasse» nicht im Sinn des biologischen Rassebegriffes, hält die Diktatur nur für eine Übergangsform und erklärt: «Es muß sich herausstellen, welche von den mannigfaltigen Erscheinungen des Willens zur Macht, die sich berufen fühlen, die Legitimation besitzt.» Er soll übrigens, wie man sich zuflüsterte, der Aufforderung nicht nachgekommen sein, öffentlich und aktiv an der Bewegung mitzuarbeiten. In einem späteren Aufsatz («Über den Schmerz») heißt es: «Man kann eine ‚heroische Weltanschauung' nicht künstlich züchten.» Hier findet sich auch das Zugeständnis, daß zwar «neue Ordnungen bereits weitgehend vorgestoßen, daß aber die diesen Ordnungen entsprechenden Werte noch nicht sichtbar geworden sind».

Vor der Nachtruhe wurde jeweilen leise meine Zimmertür geöffnet, und draußen erklang der fromme Abendgesang der Schwestern; darauf erschien ein stilles Gesicht im Türrahmen und nickte freundlich, die Tür ging zu, und eine selten gestörte, friedliche Nacht begann.

Eines Tages ging die Tür zur Unzeit auf und blieb geöffnet, eine barsche Rede drang herein, der Führer sprach im Rundfunk. Auch im Ausland hat man dem unheimlich verstiegenen Mann jeweilen zugehört. In Deutschland war seine Wirkung erstaunlich. Das unkritische breite Volk, zu dem er vor allem sprach, wurde durch den Ton seiner Rede, durch das beherrscht leidenschaftliche harte Hämmern, das drohende Crescendo, das Furioso, gepackt und angesteckt. Unsere Krankenschwestern widerstanden ihm nicht. Diese sanften, frommen Wesen, die gewiß hundert Vorbehalte gegen die Gewaltsamkeit der Bewegung auf dem Herzen hatten, ließen sich wenigstens für den Augenblick zu einer Gesinnung überreden, die ihrem ganzen Dasein widersprach. Wer mochte sich da noch wundern, wenn die wehrhafte Jugend, die eine Neigung dafür besaß, begeistert zustimmte? Die Einsichtigen und Widerstrebenden mußten schweigen oder verderben, die anfänglich Schwankenden wurden mitgerissen. Wer später über die Haltung des breiten Volkes zu Gericht sitzen will, wird sich vorerst fragen müssen, ob er selber beizeiten etwas dagegen getan hat, und auch dann wird er nur mit einer sehr humanen Psychologie

und nicht mit einem streng moralischen Maßstab um ein Fehlurteil herumkommen. Und wer wird jene ohnehin verwischten Grenzlinien nachziehen wollen, auf denen im einzelnen, noch gar nicht zur politischen Verantwortung erzogenen Menschen das bisher Geglaubte verraten und das Neue geglaubt wurde oder eine ursprüngliche Gleichgültigkeit in ein opportunes Bekennertum hinüberwechselte. Dies alles dürften die Deutschen einmal unter sich auszumachen haben. Ihre alliierten Gegner aber, die künftigen Siegerstaaten, werden nach dem Schuldspruch über die Verantwortlichen dem unglücklichen Volke nur eine Generalabsolution erteilen können. —

Nach zehn Spitaltagen ging ich mit meiner Frau zum erstenmal ins Freie, aber ein kurzer Gang zum nahen Park ermüdete mich so, daß ich dort gern auf einer Bank ausruhte. Durch die dürftig begrasten Flächen unter den kahlen Bäumen liefen Schützengräben, die offenbar von der hier spielenden Schuljugend angelegt waren, aber in ihrem Verlauf, mit ihren Verbindungsgängen, Brust- und Schulterwehren eine schon mehr als spielerische Kenntnis verrieten. Aus einem Hinterhalt tauchte plötzlich ein rüder Knirps mit einer Kinderpistole vor uns auf, zielte, schoß und warf sich in die nächste Deckung. Zwei Tage darauf sah ich einem Gassenjungen zu, der mit gerunzelter Stirn den Wagen des Generalkonsuls musterte; vor dem Schild mit dem C.C., dessen Bedeutung ihm bekannt sein mochte, rief er auffahrend: «Und sowas hat noch Benzin!» Rief es, spuckte aus und schlenderte entrüstet von dannen.

Sobald ich mich wieder ordentlich auf den Beinen halten konnte, fuhren wir, meinen alten, dringenden Knabenwunsch erfüllend, nach Stellingen hinaus zu Hagenbeck, wo meine besorgte Frau dann freilich ihre liebe Müh und Not hatte, mich beizeiten wieder wegzubringen. Vor der Abreise zeigte uns der ortskundige Präsident des Schweizervereins bei stürmischem Wetter noch soviel von Hamburg, als in der kurzen Frist möglich war, genug, um uns den Abschied vom Eigenartigen und Merkwürdigen dieser Stadt zu erschweren. Wir versprachen, in einer friedlicheren Zeit dahin zurückzukehren, und dann wollten wir in den Häfen und Kanälen herumfahren, zwischen Werften, Kranen und Schiffen aller Art, zu den Dampfern, die, vom Zauber der Ferne umwoben, aus märchenhaften Ländern wieder hier einlaufen würden, wollten die Elbe hinab zur unübersehbaren Mündung und an einsame Küsten vor das offene Meer.

In dunkler Morgenfrühe fuhren wir von Altona aus, wo der in Hamburg sich rasch überfüllende Zug noch ein paar freie Plätze hatte, nach Berlin. Hier meldeten wir uns auf der schweizerischen Gesandtschaft, und ich berichtete dem Minister, der inzwischen auf seinen Posten zurückgekehrt war, kurz das Wesentliche über meine mißglückte Reise. Während er uns die repräsentablen Gesandtschaftsräume zeigte, kamen wir ins Gespräch über das unvermeidliche Thema. Auch er beklagte sich über den neutralitätswidrigen Mutwillen besonders der kleineren Schweizerpresse, der von den zuständigen deutschen Stellen

keineswegs übersehen, sondern peinlich angekreidet werde, und betonte, daß diesem ungeheuer mächtigen neuen Reiche gegenüber doch nur ein Verhältnis auf freundschaftlichem Fuß erträglich und fruchtbar sei. Ich erinnerte ihn daran, daß man mit allgemeineren freundschaftlichen Gefühlen für das Dritte Reich in der Schweiz nicht rechnen dürfe, und daß man ja ihm selber in gewissen politischen Kreisen der Heimat gram sei, weil er angeblich mit prominenten Nationalsozialisten freundschaftliche Beziehungen pflege und nicht entschieden genug als Exponent einer Demokratie auftrete. Darauf erwiderte er bitter, er möchte den schweizerischen Gesandten sehen, der ohne solche Beziehungen wirtschaftlich soviel erreichen würde wie er. Zweifellos wußte er genauer als irgend jemand, was er seiner Aufgabe schuldig war, einer Aufgabe von äußerst delikater Natur, die vor allem unter den jetzt und heute herrschenden Umständen erfüllt werden mußte und nicht im unbestimmten Hinblick auf vielleicht anders laufende künftige Entwicklungen.

Nachmittags trieben wir uns noch in ein paar Buchhandlungen herum. Nationalsozialistische Literatur lag in Menge auf, ohne, wie es schien, noch besonders begehrt zu werden. Ich fragte unter der Hand nach dem, was nicht mehr da sein durfte, und es schien wirklich nicht mehr vorhanden, doch fand ich unter beiseitegeschobenen Restbeständen noch ein paar Einzelausgaben von Werken Hofmannsthals, die ich sogleich kaufte, so den unvergleichlichen «Andreas»; vom Nachwort Wassermanns ließ sich nur noch die erste Seite erraten, die sorgfältig mit dem vorhergehenden Blatt zusammengeklebt war, der Rest fehlte. Von Ernst Jünger war bei weitem nicht alles zu haben; ich nahm «Das abenteuerliche Herz» in der zweiten Fassung mit, ein ungewöhnliches Buch, das ich während einer Teestunde, die wir einschalteten, schon angeregt durchblätterte. Hier wird manches zum erstenmal gedacht, bemerkt, anschaulich gemacht, und wo es um mehr oder weniger bekannte Dinge geht, werden sie von einer neuen Seite gezeigt oder in überraschende Zusammenhänge gerückt. Dabei ist alles unmittelbarer, gegenständlicher als im «Arbeiter», auch Schwieriges, und mit einer seltenen Klarheit und Prägnanz gesagt. Jünger darf nicht nur nach dem «Arbeiter» beurteilt werden; in seinen späteren Schriften sind die Bezüge darauf ohnehin spärlicher und unverbindlicher, als dieses Werk in seiner scheinbar so zentralen Stellung erwarten ließe.

Wir saßen in einer bekannten Konditorei am Potsdamer Platz, die ich früher oft besucht hatte, und begnügten uns schweigend mit dem schlechten Ersatz, der allein noch zu haben war; niemand hielt sich darüber auf, Genuß war nicht mehr zeitgemäß, Entbehrung selbstverständlich.

Am späten Abend betraten wir eine Stunde vor dem Abgang des Zuges den Anhalter Bahnhof, gerade noch früh genug, um in einem Abteil Platz zu bekommen. Schlafwagenplätze hatten wir schon vor acht Tagen umsonst bestellt, wir hätten vierzehn Tage vorher anfragen oder die Heimreise hinausschieben

müssen. In unserem Abteil saß unter lauter Zivilisten ein Hauptmann in Uniform, ein Mann mittleren Alters mit straffen Zügen und verschlossener Miene. Er saß aufrecht da und folgte bei der Abfahrt des Zuges mit keiner Bewegung dem Beispiel der übrigen Reisenden, die im Hinblick auf die lange Fahrt nun eine bequemere Haltung annahmen.

Da ich beim blauen Nachtlicht nicht lesen konnte, überdachte ich noch einmal meine Reise und fand, daß ich von jenem hochgerüsteten, organisatorisch äußerst angespannten Deutschland, das die Welt in Atem hielt, doch recht wenig gesehen hatte. Es blieb dem Ausländer verborgen, es paradierte nicht mehr wie vor 1914, aber es war da, auf abgelegenen Übungsfeldern, auf Flugplätzen, in Amtsgebäuden, Kasernen, im überall spürbaren Bewußtsein der Bereitschaft im Westen, und es hielt das deutsche Leben unter einem Druck, dem niemand ausweichen konnte, es wäre denn nach innen. Auch von deutscher Kunst hatte ich diesmal wenig gesehen, aber dafür neue Menschen kennengelernt und ein paar persönliche Erfahrungen gemacht, die man nicht zwischen seinen vier Wänden geschenkt bekommt.

Um Mitternacht versuchte man in unserem Abteil mit den gewohnten Zeichen des Unbehagens endlich einzuschlafen, oder man schlief auch schon und vergaß eine Weile, wie man aussah, um wieder wachgerüttelt zu werden, die Beine anders zu strecken und entspannt sich abermals zu vergessen. Der Hauptmann saß, leicht ans Rückpolster gelehnt, immer noch aufrecht da und vergaß sich keinen Augenblick.

Um drei Uhr konnte man in einer großen, düsteren Bahnhofhalle ein Bulletin kaufen, das den Abschluß des Krieges zwischen Rußland und Finnland meldete. In unserem Abteil wurde das Ereignis lebhaft besprochen, eines der vielen Ereignisse, die den Beginn des Weltkrieges in einem so undeutlichen, rasch wechselnden Lichte zeigten. Der Hauptmann hörte aufmerksam zu, doch als man versuchte, ihn ins Gespräch zu ziehen, nahm er nach ein paar höflichen Worten so unmißverständlich Abstand, daß niemand den Versuch wiederholte. Ungezwungen, doch aufrecht und schweigend, saß er auf der weiteren Fahrt wieder da, und erst in Stuttgart verließ er mit einem knappen militärischen Gruß das Abteil. Er war die ganze Nacht durchgefahren, ohne seine Haltung zu lockern, und verriet keine Spur vom unfrischen, übernächtigen Zustand, in dem die anderen Reisenden endlich den Morgen erlebten. Es war die Haltung, die der deutsche Soldat, der Offizier, der Öffentlichkeit und der Welt gegenüber einnimmt, unabhängig vom jeweiligen politischen Schicksal, das sich seiner bedient. Er hält jede Probe aus, er läßt sich nie gehen und läßt auch nicht ohne weiteres mit sich reden. Es ist die äußere Form einer unheimlichen Disziplin und soldatischen Tüchtigkeit. Diese Haltung ist älter als die von ihr freilich mitbewirkte des nationalsozialistischen Kämpfers, und sie enthält auch heute noch in vielen Fällen mehr, als man hinter der metallischen Härte des Jüngerschen Soldatengesichtes finden wird. Die alten preußischen

Tugenden sind in den Augen der Welt durch den Militarismus und nun wieder durch den Nationalsozialismus kompromittiert worden. Ihre wirklichen Träger besitzen zur Zucht und Tapferkeit ein Ehrgefühl, das nicht nur die eigene Ehre, sondern ritterlich auch die der Mitmenschen bedenkt, und nur sie dürften noch die bei den Nationalsozialisten in Verruf gekommene Fähigkeit besitzen, eine Niederlage hinzunehmen.

Die wohlwollende Annahme, daß es neben dem nationalsozialistischen noch ein zum Schweigen verurteiltes anderes, besseres, humaneres Deutschland gebe, hat im gegnerischen Lager immer mehr an Boden verloren. Die Annahme ist aber richtig, es gab und gibt dieses andere Deutschland, wie es neben dem faschistischen Italien immer auch noch ein anderes gab. Dieses humanere Deutschland muß eines Tages die Soldaten wieder an die friedliche Arbeit schicken, die Jugend in die Schulstuben zurückführen, politisch Gestalt annehmen und sich zur europäischen Kulturgemeinschaft bekennen, zu der es gehört.

Das freie Unternehmertum in Japan

TRADITION UND REVOLUTION — DER URSPRUNG DES JAPANISCHEN UNTERNEHMERTUMS

FRED DE LA TROBE

Obgleich einige japanische Firmen wie Mitsui und Sumitomo auf eine lange Vergangenheit zurückblicken können, so ist doch das *heutige Unternehmertum* ein Produkt des *modernen Japans*, dessen Geschichte mit der *Meiji-Restauration* (1868) eingesetzt hat. Die Bezeichnung der tiefgreifenden Umwälzungen, die mit dem Sturz des Shogunats[1] und der Übernahme der Regierungsgewalt durch den Kaiser verbunden waren, als «Erneuerung» oder «Wiederherstellung» ist typisch für das Bestreben, den Bruch mit der Vergangenheit durch die Berufung auf die Vergangenheit zu legitimieren. Die geschichtlich-rechtliche Argumentation, die den Umsturz der alten Ordnung rechtfertigen sollte, wurde im Verlaufe der Meiji-Periode herausgearbeitet und erhielt ihre letzte Prägung durch den Chauvinismus der Kriegszeit, aber ihre Grundgedanken waren bereits in der Staatsphilosophie der sogenannten *kokugaku*-Bewegung enthalten[2]. Die *Abschaffung des Feudalsystems* erhielt ihren Sinn durch die Schaffung des moder-

[1] Der Shôgun oder Armeeführer war der tatsächliche Herrscher Japans von 1603—1867.

[2] S. H. Bohner, Jinnô-Shôtô-ki, Buch von der Wahren Gott-Kaiser-Herrschafts-Linie, 2 Bde., Tokyo, 1935, 1939; Heinrich Dumoulin, Kamo Mabuchi, 1. Bd., Tokyo, 1943.